Nr. 596. 35. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 23. November 1906

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Sedlohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Entscheidung im Fall Cesar.

Der Oberkirchenrat hat, wie schon mitgeteilt, den Protest der Reinoldigemeinde in Dortmund abschlägig beschieden und die Entscheidung des Konsistoriums in Münster anerkannt. Pfarrer Cesar ist danach als ungeeignet für den Dienst in der preußischen Landeskirche erachtet worden. Heute liegt uns der Bescheid des evangelischen Oberkirchenrates auf die Eingabe der Reinoldigemeinde zu Dortmund vom 27. Juli 1906, der das Datum des 14. November trägt, im Wortlaut vor. Er bestätigt vollinhaltlich unsere Meldung, er enthält aber zugleich so erstaunliche, ja empörende Einzelheiten, daß sich die Oeffentlichkeit mit dieser Angelegenheit beschäftigen muß. Hier wenn irgendwo zeigt es sich, daß sich zwischen dem Kirchenregiment und dem Gemeindebewußtsein eine Kluft aufgetan hat, die überhaupt nicht mehr überbrückt werden kann.

Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß Pfarrer Cesar, als er zur Gastpredigt in Dortmund aufgefordert wurde, längst einen glänzenden Ruf als Kanzelredner wie als Seelsorger besaß. In seinem Pfarrdorf Wiesenthal in der Rhön hatte er sich als ein ungewöhnlich tüchtiger Geistlicher bewährt. Seine Probepredigt in Dortmund fand allgemeinen Beifall, seine Wahl zum Prediger an der Reinoldikirche erfolgte einstimmig. Erst nachträglich fühlten sich einige engherzige Seelen, offenbar nachdem ihnen die Erleuchtung von oben gekommen war, in ihrem Gewissen beschwert.

Nun griff das Konsistorium in Münster gierig zu. An seiner Spitze steht der Generalsuperintendent Zöllner, ein Mann, der aus der Atmosphäre eines Diakonissenhauses kommt und offenbar vom Wehen freieren Geistes nie einen Hauch gespürt hat. Er machte von seinem Rechte Gebrauch, mit Cesar ein sogenanntes „Kolloquium" abzuhalten; kam doch Cesar aus der „Fremde", nämlich aus einer anderen Landeskirche. Und Herr Zöllner machte aus dem „Kolloquium" ein regelrechtes Ketzergericht. Er fragte den Pfarrer Cesar aus wie ein Großinquisitor, er legte ihm die kniffligsten Fragen aus den Bekenntnisschriften des dritten und des sechzehnten Jahrhunderts vor, er malträtierte ihn stundenlang, bis er schließlich ein Zugeständnis herausgepreßt hatte, das er als Handhabe für seine Nichtbestätigung der Wahl Cesars verwenden konnte. Und er versagte die Bestätigung, weil Cesar „ungeeignet" für den Dienst in der Landeskirche sei.

Die Gemeindevertretung appellierte schließlich, als alles nichts half, an den evangelischen Oberkirchenrat. Am 27. Juli! Erst am 14. November war die Antwort fertig. Der Oberkirchenrat hat sich zweifellos in einer peinlichen Lage befunden. Er mußte einsehen, daß Herr Zöllner nichts anderes als ein Ketzergericht beabsichtigt hatte. Er konnte sein Verhalten nicht schlechthin billigen, wenn er nicht die Zustände des 16. Jahrhunderts in Preußen wieder heraufführen wollte. Deshalb bekommt in dem Bescheide des Oberkirchenrats auch Herr Zöllner seinen Rüffel. Er wird getadelt, weil er ein Bestätigungsverfahren auf einen Geistlichen angewandt habe, dessen Anstellungsfähigkeit nicht festgestellt war, vielmehr verneint wurde. Ein rein formeller Tadel! Auch die Wendung zum Ketzergericht, die Herr Zöllner dem Kolloquium gab, wird beanstandet. Es heißt dazu in dem Bescheide des Oberkirchenrats:

„Es ist zwar nicht zu verkennen, daß der Inhalt des Kolloquiums Bedenken unterliegt. Sie beruhen darauf, daß das königliche Konsistorium sich nicht hinreichend dessen Zweck, die Feststellung der Anstellungsfähigkeit des Pfarrers Cesar und in diesem Rahmen die Prüfung seines Bekenntnisstandes, gegenwärtig gehalten hat. Das Kolloquium erscheint — auch nach dem eigenen, dem Evangelischen Oberkirchenrat erstatteten Berichte des Konsistoriums — in seiner Gestaltung durch den Gedanken des Vorhandenseins von Irrlehre erheblich bestimmt und auf deren Ermittelung und Formulierung gerichtet, während es geboten war, dem Pfarrer Cesar Gelegenheit zu geben und nötigenfalls darauf zu bestehen, daß er über seinen Glauben und dessen Verkündung positiv sich aussprach. Damit hängt zusammen, daß die Fragen nach Glauben und Bekenntnis vorwiegend in der Fassung der auch in der kirchlichen Lehre schon theologisch bedingten Formulierung des Glaubens gestellt worden sind, während bei Prüfung des Bekenntnisstandes zu ermitteln war, ob Pfarrer Cesar sich zu dem Glauben an Jesus Christus, den eingeborenen Sohn Gottes, als den von Gott uns gegebenen alleinigen Mittler des Heils bekennt und ihn in seinem Leben, Sterben und Auferstehen als den einzigen Grund unseres Heils der Gemeinde verkündigt. Wie an diesem Bekenntnis als einem unbedingten Erfordernis für die Anstellung als Geistlicher in der Landeskirche nach vielfachen Erklärungen des Evangelischen Oberkirchenrats stets mit Entschiedenheit festgehalten worden ist und festzuhalten sein wird, so hat andererseits der Evangelische Oberkirchenrat wiederholt ausgesprochen, daß eine Bindung an die in den Bekenntnisschriften überlieferte theologische Form des Glaubensinhalts nicht gefordert werden kann, sofern jede Aergernis gebende Polemik dagegen vermieden wird."

Damit hält sich der Oberkirchenrat eine kleine Hinterlür offen für den Fall, daß nun die Orthodoxie gar zu eifrig auf den Bekenntnisschriften vergangener Jahrhunderte herumreiten sollte. Er forderte keine Bindung an die Bekenntnisschriften. Das ist ganz schön für Leute, die je nach Bedürfnis auf dem rechten oder linken Beine stehen wollen. Aber für den kirchlichen Liberalismus ist solche Ja- und Nein-Theologie ohne allen Wert. Vollends ohne Wert, wenn der Bescheid des Oberkirchenrats nach diesem gelinden Tadel des Herrn Zöllner fortfährt:

„Ungeachtet dieser Bedenken kann im Endergebnis dem Pfarrer Cesar die Anstellungsfähigkeit nicht zugesprochen werden."

Begründend wird hinzugefügt, daß die Entscheidung des Konsistoriums „nicht jeder objektiven Grundlage entbehrte". Und so schließt der Bescheid mit folgenden Worten:

„Hiernach muß die Beschwerde der Gemeinde zurückgewiesen und die Verfügung des königlichen Konsistoriums in dem Sinne aufrechterhalten werden, daß die kirchenregimentliche Bestätigung der Wahl des Pfarrers Cesar in Wiesenthal zum Pfarrer der Reinoldi-Gemeinde in Dortmund nicht in Frage kommen kann, nachdem das dafür zuständige Konsistorium auf Grund des Kolloquiums den Pfarrer Cesar als für den Dienst in der Landeskirche nicht geeignet erachtet hat."

Abgesehen von allem Drum und Dran bedeutet dieser Bescheid nichts anderes, als daß der kirchliche Liberalismus fortan in der preußischen Landeskirche für rechtlos und vogelfrei erklärt wird. Er ist zu einem Entscheidungskampfe herausgefordert. Es gilt für ihn, sich seiner Haut mit allen erlaubten Mitteln zu wehren. Seine Parole kann nur lauten: Nieder mit den orthodoxen Ketzerrichtern!

---

* Der **Herzog von Cumberland** soll, wie Nachrichten aus Gmunden wissen wollen, die Aeußerung getan haben, er werde die Welt durch seine Nachgiebigkeit in Erstaunen setzen. Ob das geschehen wird, bleibt abzuwarten. Der Standpunkt Preußens in der braunschweigischen Thronfolgefrage ist dem Herzog bekannt. Es ist ihm dargelegt worden, um die Möglichkeit zu beseitigen, daß der Herzog eine Erklärung verweigere mit der Begründung, daß er nicht wisse, was Preußen wolle. Der Herzog von Kumberland hat danach das Wort.

---

* Die **Handelsvertragsverhandlungen zwischen Deutschland und Spanien** sind, wie wir hören, wegen der Gegensätze in der Weinfrage **abgebrochen** worden. An das Zustandekommen eines Handelsvertrages mit Spanien ist daher vorläufig nicht zu denken. Andererseits ist es der dringende Wunsch beider Staaten, einen Zollkrieg zu vermeiden. Die Hoffnung, daß dies gelingen werde, braucht also noch nicht ganz aufgegeben zu werden.

Dieser Ausgang der Verhandlung war nach einer heute mittag hier eingetroffenen Madrider Depesche bereits vorauszusehen. Sie lautet: Die deutschen und die spanischen Handelsvertragsunterhändler haben gestern nachmittag eine Sitzung abgehalten, sind aber trotz des von beiden Seiten bewiesenen guten Willens über die Weinfrage nicht einig geworden. Spanien, heißt es, wünsche durchaus eine Ermäßigung des deutschen Verschnittweinzolles, während Deutschland erkläre, unter den für italienische Weine bewilligten Satz nicht heruntergehen zu können. Es heißt ferner, der Minister des Aeußeren habe erklärt, bei dieser Lage der Dinge werde die Regierung es sich angelegen sein lassen, wegen einer zeitlich unbegrenzten Verlängerung des modus vivendi zu verhandeln.

Nach dem dänischen Königsbesuche.

(Von unserem Korrespondenten.)

Kopenhagen, 21. November.

Die dänische Königsfahrt nach Berlin ist beendet. König Frederik und Königin Luise haben wieder auf Schloß Fredensborg Aufenthalt genommen. Alsbald nach der Ankunft des Königspaares in Berlin teilte eine Meldung des offiziösen Bureaus der dänischen Presse mit, der König und die Königin hätten wiederholt ihre große Freude über den ebenso glänzenden wie herzlichen Empfang in der deutschen Reichshauptstadt und am Kaiserhofe ausgesprochen. Und in Wirklichkeit ist denn auch wohl kaum jemals in Berlin ein fremdes Staatsoberhaupt vom Range des Dänen in so hohem Grade geehrt worden wie dieser Tage König Frederik. In Dänemark verfolgte man den Verlauf der Besuchstage aufmerksam, und man freute sich aufrichtig der außerordentlich großen Ehrenbeweise, die dem Königspaare in Deutschland von allen Seiten dargebracht wurden. Doch hat Kaiser Wilhelm dadurch eigentlich niemanden überrascht; man war in Dänemark darauf gefaßt, daß der Kaiser, der sich seinerzeit bei König Christian als „Sohn des Hauses" einführte, es dem Nachfolger gegenüber nicht an höflichen Aufmerksamkeiten fehlen lassen werde.

Die Reise des dänischen Königspaares nach Berlin ist äußerlich motiviert nicht nur durch vorausgegangene wiederholte Besuche des Kaisers in Kopenhagen, sondern auch durch den jüngst eingetretenen Thronwechsel in Dänemark. Sie war also in erster Linie eine höfische Begebenheit, die aber selbstverständlich auch darauf berechnet gewesen sein mag, der Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen der beiden Länder allgemein zu dienen. Ob der Reise eine weitergehende politische Bedeutung beizumessen ist, bleibt vorläufig eine offene Frage. Allerlei Umstände deuten darauf hin, daß die Zusammenkunft der beiden Monarchen und ihrer auswärtigen Minister in der Tat der Einleitung spezieller politischer Verhandlungen oder der Besiegelung getroffener Abkommen diente. König Frederik hat den deutschen Reichskanzler auffallend ausgezeichnet, ebenso Kaiser Wilhelm den dänischen Gesandten in Berlin, und so erscheint es recht glaubhaft, wenn

---

„Frühlings Erwachen."

Zur Aufführung in den Kammerspielen.

Im zweiten Akt der Wedekindschen Tragödie folgen drei Szenen aufeinander, die ihrem Dichter nach allen dramaturgischen Strafgesetzbüchern den Verlust der theatralischen Ehrenrechte einbringen müssen. Fünfter Auftritt: Die Mutter des kleinen Melchior sitzt in ihrem Zimmer und schreibt einen Brief. Verwandlung. Sechster Auftritt: Die kindliche Geliebte Melchiors, Wendla, spricht in ihrem Garten ein Dutzend Drutzeilen vor sich hin. Verwandlung. Siebenter Auftritt. Der kleine Moritz überschaut am Flußufer vor dem Selbstmord sein Dasein im Monolog.

Drei Selbstgespräche auf dreifaltig verschiedenem Schauplatz. Eine Sünde, wie aus der tollsten Zeit des Geniedramas, da Goethes Jugendgenosse Lenz für einen Monolog von sechs Worten die Dekoration wechseln ließ. Nur daß jener Kraftmeier der Bühne und ihren Gesetzen seine Verachtung zeigen wollte, während Frank Wedekind sie einfach ignorierte. Wer konnte, als er sein Werk schuf, die Existenz eines Theaters ahnen, das „Frühlings Erwachen" zu spielen wagte?

Unser junger Bühnen-Bonaparte, der das Wort unmöglich nicht anerkennt, hat dieses Wagnis auf sich genommen. Doch selbst Max Reinhardt kann aus Bausteinen ohne Mörtel kein Haus errichten. Die Risse und Sprünge der Kindertragödie mußten auch im intimsten Theater Berlins grell zutage treten. Fast in jedem Auftritt fiel den willigen Hörern gerade dann der Vorhang vor die Nase, wenn sich die Fäden zwischen Podium und Auditorium zu spinnen begannen. Primitive Dekorationen erleichterten und beschleunigten die Verwandlungen nach Möglichkeit. Indessen die Stimmung eines szenischen Bildes wird im Keimen nicht eben gefördert, wenn das Ohr den Lärm des Möbelrückens, wenn das Auge die Filzpantinen der Bühnenarbeiter wahrnimmt.

* * *

Wie lebenskräftig muß eine Dichtung sein, die solchen Hemmungen zum Trotz dem Hörer jäh ins Herz fährt! So wahr dieses Trauerspiel auch auf den Brettern ein Buchdrama bleibt, so wahr erscheint es als eine künstlerische Tat, ahnentlos und zukunftweisend.

Denn Frank Wedekind, den die große Menge durch die Brille ihrer Lieblingsfatiriker als perversen Kinderschreck ansieht, hat mit seinem Jugendwerk den Lorbeer des Pfadfinders erstritten. Mag seine Kraft auch jetzt zuweilen erlahmen, so bleibt ihm die Glorie, als Erster an neuen, unbetretenen Küsten gelandet zu sein.

Kinder sind die Helden seines Trauerspiels. Kinder, die ihr Werdegang an den ersten, entscheidenden Kreuzweg führt. Das große Erlebnis der erwachenden Geschlechtsinstinkte überfällt sie wie ein finsteres Gespenst. Zum ersten Male braust die Macht des Unbekannten, des Mysteriums auf sie hinab. Erschreckt, gelähmt starren sie ihm entgegen. Ihr lichtes Dasein ist plötzlich in Dunkelheit gehüllt, und sie suchen tappend nach Hilfe. Alle Stützen zerbrechen in ihrer Hand. Die Schule schreckt sie mit strafender Amtsmiene zurück. Falsche Scham versiegelt den Mund der Eltern, läßt ihre Arme sinken, die sich so gern dem Strauchelnden entgegenstrecken möchten. Da klammern sich die armen Schächer in banger Scheu aneinander. Sie heizen sich, ohne es zu wollen, im Austausch der Gefühle gegenseitig die Hölle. Die Natur nimmt die Züge des Feindes an und die Empfindung, schuldlos verurteilt zu sein, steigert die jugendliche Erbitterung von Tag zu Tag. Hier oder nirgends wurzelt die wahre Tragik des Alltags, die am Einzeldasein die Erbsünde einer tausendjährigen Kultur heimsucht.

Das stille Martyrium der Pubertätszeit wird von jedem der Vierzehnjährigen auf seine Weise getragen. Künftige Phlegmatiker kommen ohne viele Anfechtungen darüber hinaus. Der junge Melchior fällt dem Grübeln über Gott und Welt anheim. Aber er gehört zu den Lebensfiegern, die dreist dem Schicksal ins Auge sehen. So empfindet er mit dem heiläugigen Gerechtigkeitssinn der Kindheit als Unrecht, was den anderen als Unglück erscheint. Sein Trotz hebt das Haupt empor, und je tyrannischer die Stimmen des Blutes von den Autoritäten übertönt werden, desto ungestümer läßt er sie ausklingen. Auf dem Heuboden, wo er sich einsam mit den dunklen Daseinsmächten herumschlägt, fällt ihm die junge Wendla, sein „Schwarm", in die Hände. Er wehrt sich gegen ihr Nahen, aber ihre Unschuld treibt sie in die Flammen. Auch sie ist in den ersten Kämpfen ihrer Existenz von den Autoritäten hilflos allein gelassen worden. So fängt sie in schwüler Stunde den Liebesroman am Ende an, bevor ihr Glaube an den Storch noch völlig geschwunden ist. So geht sie als eine holde Märtyrerin unter, und ihre Klage wird zur Anklage: O, Mutter, warum hast du mir nicht alles gesagt!

Als Märtyrer endet auch Melchiors Kamerad Moritz. Er gilt unter seinen Genossen als der Angstmeier. Denn ihm spielt die überhitzte Tertianerphantasie den ärgsten Possen. Seine Natur ist nicht hart genug, um nicht wahllos alles, was auf ihn einstürmt, als übermächtiges Schicksal zu empfinden. Die Geheimnisse des Blutes nicht mehr als die Geheimnisse der Algebra und der griechischen Syntax. Eine Versetzung bedeutet für ihn eine Katastrophe, die den Ausblick auf Irrenhaus und Schlaganfall eröffnet. Er ist aus dem Holze derer geschnitzt, die da unterliegen müssen. Gerade dieser zitternde findet den Schwächlingsmut zur Selbstvernichtung, der Revolver erlöst ihn aus dem Wirrsal seiner Jugend. In einem grausigen Kirchhofsnokturno aber, dem Finale des Ganzen, erscheint sein Geist noch einmal in der nächtlichen Stunde, da sich Tod und Teufel um Melchiors Seele raufen.

* * *

„Der Junge war nicht von mir," so flennt an Moritzs offenen Grabe sein Vater. So ähnlich müßte sich auch Wedekinds Eigenwilligkeit äußern, wenn dieses Werk nicht, wie alle ihre anderen Schöpfungen, von toller Disharmonie durchzuckt schiene. Uebermut und Todesnöte strömen ineinander im schrillsten Stimmungswechsel. Die Unterhaltung der Schulmädchen springt jäh von Pralinees zu den Problemen der Unsterblichkeit über. Gymnasiasten schreiben ihre Lebenserinnerungen. Ein hohes Lehrerkollegium wird für gut genug befunden, um in grotesken Clownsprüngen die Pausen auszufüllen. Ein Begräbnis wird zum Schauplatz verwegenster Späße. Am Schlusse klingt das Ganze in schneidendes Hohngelächter aus. Denn mit weltmännischer Kühle entwickelt die Teufelsgestalt das „vermummten Herrn", wie alles Entsetzliche im Grunde überflüssig war.

Dieser Dichter, dieser Eroberer jungfräulichen Bodens, hat nun einmal nie den Anspruch erhoben, für einen Meister künstlerischer Disziplin zu gelten. Aber so hurtig er von Stilwelt zu Stilwelt hüpft, so ernst bleibt sein Gesicht, ohne Kichern und Zwinkern, wenn er die erotischen Wirrungen seiner